

**Gaël Faye**

**Jacaranda**

**Roman**

**Aus dem Französischen  
von Andrea Alvermann und  
Brigitte Große**

**Büchergilde Gutenberg**

*Der Autor dankt Catherine Nabokov  
für ihre Unterstützung bei der Veröffentlichung  
dieses Werkes.*

*Für Umugwaneza,  
Isimbi und Ikirezi*

Sie stürzte in den Garten. Sah ihn fallen. Ihren Freund, ihre Kindheit, ihr Universum. Die Männer mit den Macheten waren schmutzig und mit sich selbst zufrieden, ihre Haut glänzte vor Schweiß. Stella schrie auf vor Entsetzen, dann sank sie mit brennendem Gesicht, die Hand auf den Bauch gepresst, im Gras auf die Knie.

An diesem Tag wurde sie eingewiesen.

Im Flur des Krankenhauses spricht der Arzt mit ihrer Mutter. Sagt etwas von posttraumatischer Belastungsstörung. Die Mutter lacht nervös auf. »Wovon reden Sie, Doktor? Sie hat nie etwas Schlimmes erlebt und immer alles gehabt, was sie brauchte.« Ob Stella eine Überlebende sei, fragt der Arzt. Dann sieht er das Geburtsdatum auf dem Krankenblatt. Stella ist einundzwanzig. Die Mutter beginnt wieder zu lachen – hell wie Bachkiesel, ein Lachen, das Stella schon immer geliebt hat –, bricht ab, um den Arzt nicht zu verärgern, und bestätigt ruhig, dass ihre Tochter erst nach der Katastrophe zur Welt gekommen ist.

In den folgenden Nächten tut Stella kaum ein Auge zu. Lange Schluchzer, Seufzer und Schreie streichen durchs Haus. Aus dem angrenzenden Zimmer kommen merkwür-

dige Geräusche. Kratzen. Knirschen. Rascheln. Am Morgen erfährt sie von der Schwester, die ihr die Medikamente bringt, dass der Patient nebenan, der schon seit Jahren hier ist, tagsüber deprimiert am Fenster hockt, nachts aber auf dem Boden herumkriecht und sich an die Wände krallt. Stella kann nicht schlafen, ihre Ängste kehren wieder, scharf und stechend. Sie starrt im Dunkeln an die Decke, horcht auf die Geckos und den Kakerlakemann, der an den Wänden entlangstreift. Das Krankenhaus ist ein nächtliches Schiff, das Menschen aus den tiefsten Abgründen einsammelt, von den Mühen des Wiederaufbaus Schwerstverbrannte, vom familiären Druck Todmüde, von sozialen Konventionen Erschöpfte, Deserteure der großen menschlichen Komödie. Doch vor allem beherbergt es jene fühllosen Schatten, die sich dafür entschuldigen, noch da zu sein, irrende Seelen, die in lichtlosen Gefilden hausen, Unheilbare, die sich endgültig in ihr Schneckenhaus voller Qualen und Albträume zurückgezogen haben.

Der Arzt fängt wieder mit seinen Fragen an. Sie soll sprechen, er will verstehen, was sie in diesen Zustand versetzt hat. Aber sie sagt nichts. Die Geschichte, aus der sie kommt, hat sie gelehrt, Gefühle hinunterzuschlucken und die Tränen in den Bauch fließen zu lassen. Der Arzt drängt, Stella verschließt sich. Das Herz ist ein Geheimnis. Wie soll sie diesem Mann erklären, dass es der Baum war? Ihr Baum.

Ihr Freund, ihre Kindheit, ihr Universum.

Ihr Jacaranda.

# 1

1994

Der Krieg! Keine Ahnung, wieso ich das gesagt habe, als unsere Klassensprecherin Sophie, die sich auf meine Verteidigung in der Konferenz vorbereitet hat, von mir wissen wollte, warum meine Noten im letzten Halbjahr so katastrophal waren. »Der Krieg?«, hakte sie nach. »Ja, der Krieg«, wiederholte ich. Ich konnte ja schlecht zugeben, dass ich einfach nichts gemacht hatte, weil ich ein Faulpelz war, der seine Zeit lieber damit verbrachte, vor sich hin zu träumen und Rockmusik zu hören. Also brauchte ich einen überzeugenden Grund, unüberprüfbar und geeignet, den Lehrkörper milde zu stimmen. Eine schwere Krankheit wie Krebs oder Herzinsuffizienz hätte es auch getan, aber dafür wäre ein Attest nötig gewesen; genauso gut hätte ich behaupten können, meine Eltern wären seit Kurzem getrennt, was allerdings auf die Hälfte der Schüler zutraf, die trotzdem halbwegs passable Noten schrieben. Deshalb hatte ich kurzerhand den Krieg in der Heimat meiner Mutter genannt. Ich war selbst verblüfft, dass ich so lügen konnte! Aber je mehr ich darüber nachdachte,

desto glaubwürdiger fand ich meine Geschichte. In den Nachrichten wurde seit Wochen von diesem Konflikt geredet, und die schockierenden Bilder blieben lange im Kopf. Auch wenn das weit entfernte Ereignisse in einem fremden Land waren, hat damals jeder halbwegs gewusst, was dort so los war. Ich zog alle Register und erfand einfach drauflos: das Grauen des Krieges, die Trauer meiner Mutter, die Albträume meines Vaters, meine Konzentrationsprobleme und Lernschwierigkeiten. Als Sophie dann Tränen in den Augen hatte, war mir klar, dass es funktionierte. Bei der Klassenkonferenz muss sie meine Lügen mit so viel Gefühl vorgetragen und sich so überzeugend für mich eingesetzt haben, dass die Lehrer erschüttert beschlossen, noch eine Weile abzuwarten, bevor sie über mein Schicksal entschieden.

Nie hätte ich damit gerechnet, dass die Schule meine Eltern vorladen könnte. Mit gesenktem Kopf saß ich zwischen Vater und Mutter im Büro des Direktors, während der Klassenlehrer Sophies Worte vorlas, und starrte auf meinen wild zuckenden Fuß unterm Tisch. Ich war in meine eigene Falle getappt. Noch auf dem Schulgelände hielt mein Vater mir eine peinliche Strafpredigt vor einer Gruppe feixender Schüler. Am schwersten zu ertragen aber war das Schweigen meiner Mutter. Ihr ewiges Schweigen. Sie starrte mich nur endlos lange an. Mit einem Blick voller Verachtung, vor dem ich am liebsten im Boden versunken wäre. Tagelang hat sie kein Wort mit mir gewechselt. Mein Zeugnis kam in der Woche drauf. Unter »Bemerkungen« stand das Verdikt des Klassenlehrers: »Wo die Lüge auftaucht, geht das Vertrauen

unter.« Wie erwartet, musste ich die sechste Klasse wiederholen.

In diesem Frühjahr trat Ruanda zum ersten Mal in unser Leben. Meine Mutter hatte nie darüber geredet. Für sie begann alles 1973 mit ihrer Ankunft in Frankreich. Sie hat nie von ihrer Familie oder ihrer Kindheit dort erzählt und besaß kein einziges Jugendfoto. Bestimmt habe ich sie als Kind einmal gefragt, wo ihre Heimat war und wo ihre Eltern lebten, meine mir unbekanntem Großeltern. An die Antworten erinnere ich mich nicht mehr. Die Vergangenheit meiner Mutter war eine verschlossene Tür. Sie hörte nie Musik aus Ruanda, kochte nie Gerichte von dort und sang mir nie Wiegenlieder in ihrer Muttersprache vor. Wir hatten keinen einzigen exotischen Gegenstand im Haus und nie Besuch von ruandischen Bekannten. Deshalb hatte ich uns immer für eine ganz normale französische Familie gehalten. Klar, meine Mutter konnte ihre Hautfarbe nicht verbergen und wurde durch hartnäckige Fragen, harmlose Überlegungen oder tendenziöse Anspielungen regelmäßig an das ferne Land erinnert, das sie nie selbst benannte und zu dem sie sich nicht bekannte. Aber solche Belanglosigkeiten perlten an ihr ab. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie sich jemals über ihr Dasein oder irgendeine Form von Rassismus beklagt hätte. Am meisten überraschte ihr akzentfreies Französisch. Die Leute bewunderten und lobten sie dafür, wenn sie erfuhren, dass sie nicht in Frankreich geboren war. Der einzige Fehler, der ihr manchmal unterlief, war eine merkwürdige Verwechslung von »der« und »die«, und wenn sie müde war, klangen ihre Ls wie Rs. Mein Vater betonte stets, dass

Hautfarbe für ihn nie eine Rolle gespielt habe. »Liebe kennt keine Farbe«, sagte er gern und dass er den Unterschied gar nicht sehe. Da meine Mutter nie ein Wort über ihre Herkunft verlor, hatte ich irgendwann fast vergessen, dass sie unter einem anderen Himmel geboren und aufgewachsen war. Wenn ich sie am Telefon Kinyarwanda sprechen hörte, war ich so verblüfft, wie flüssig ihr diese fremde Sprache über die Lippen ging, dass ich stehen blieb und sie belauschte. Ich habe nie herausbekommen, mit wem sie da telefonierte. Auf meine Fragen antwortete sie ausweichend mit »alte Bekannte« oder »entfernte Verwandte in Brüssel«. Ich beobachtete sie heimlich. Der veränderte Klang ihrer Stimme, ihre Haltung, ihre ganze Gestik bis hin zu den flatternden Händen verliehen ihr eine geheimnisvolle Aura. Wenn sie diese Unbekannte verkörperte, streifte mich das verstörende Gefühl, nichts von dieser Frau zu wissen, mit der ich schon ewig zusammenlebte. Ich erschrak, dass ich sie so gar nicht kannte. Meine eigene Mutter.

Ruanda ist durchs Fernsehen zu uns gekommen. Beim Abendessen schauten wir immer andächtig Nachrichten. Als zum ersten Mal von Ruanda die Rede war, drehte ich mich aufgeregt zu meiner Mutter um, fast froh darüber, dass endlich einmal von ihrer Heimat die Rede war. Sie aber war so versunken in der flimmernden Bilderflut, dass sie nicht reagierte. Mein Vater, den die Unruhe störte, warf mir einen mahnenden Blick zu. Nach dem Ende der Sendung wartete ich auf eine Erklärung meiner Mutter – vergebens. Dieser Ablauf wiederholte sich Abend für

Abend. Monatlang ergoss sich ein Magma aus Bildern von Tod, Gewalt, Flucht und Vertreibung auf unsere Teller. Jedes Mal wies der Sprecher vorsorglich darauf hin, dass gewisse Inhalte sensible Zuschauer verstören könnten. Stumm starrten wir auf den Bildschirm, die Gabeln in der Luft, wie versteinert vom Anblick dieses fernen Gemetzels. Wenn der Sprecher den nächsten Beitrag ankündigte, blieb es noch einen Moment lang still, bevor die Dinge wieder ihren normalen Lauf nahmen: Mein Vater schenkte sich ein Glas Wein ein, meine Mutter pfefferte energisch ihr Kartoffelpüree, und ich mühte mich, ein Stück von meinem Steak abzuschneiden und die entsetzlichen Szenen zu vergessen, die mich gerade erschüttert hatten. Bei uns wurde die Verstörung geschluckt wie ein Löffel voll Schweigen. Wovon ich irgendwann schreckliches Bauchweh bekam.

Oft lag ich stundenlang zusammengerollt auf meinem Bett, die Stirn schweißbedeckt, die Unterarme auf die brennenden Eingeweide gepresst, und hoffte, dass der Schmerz endlich nachließ. Ich sehe mich am späten Nachmittag in meinem Zimmer einen Schatten anstarren, der mit dem Lauf der Sonne die Wand entlangwandert, sich bebend dehnt und verwandelt und schließlich bei Einbruch der Nacht verflüchtigt; viele Stunden lag ich so da, deprimiert und mit dem unerklärlichen Gefühl, mich in Geduld üben zu müssen, weil das Leben etwas für mich bereithielt, von dem ich noch nichts wusste, außer dass die Gegenleistung für diese ungewisse Zukunft Warten hieß, ein langes, gelassenes, beharrliches Warten.

Ich wartete auf die Sommerferien, die Zeit des großen Loslassens. Wir fuhren jedes Jahr in den Westen Frankreichs, an den Atlantik mit seinen langen Stränden, in das kleine weiße Haus mit den hellgrünen Fensterläden am äußersten Ende der Insel. Dort trafen wir meine Großeltern väterlicherseits. Papa hatte keine Geschwister, sein Vater auch nicht, wir waren eine Reihe einzelner Söhne. Diesen Sommer, mit zwölf, verbrachte ich wie immer unter lauter Erwachsenen. Mein Großvater besaß ein Segelboot, mit dem wir morgens aufs Meer hinausfuhren, nur wir Männer, um Makrelen zu angeln und für die Mariä-Himmelfahrts-Regatta zu trainieren. Abends aßen wir unter den Zypressen im Garten, die Erwachsenen tranken kühlen Rosé, ich schüttete literweise Sprudel mit Zitrone in mich hinein. Eine leichte Brise vertrieb die drückende Sommerhitze. Betrunkenes Gelächter und ferne Gespräche belebten das sommerlich entspannte Dorf, in den angrenzenden Gärten klirrte Besteck, irgendwo in der Nachbarschaft blies sich ein Saxofonist mit *My Favorite Things* von John Coltrane die Seele aus dem Leib, und hinter dem Steinmäuerchen am Ende des Gartens bimmelten Fahr-

radklingeln. Beim Kaffee, wenn der Tag noch ein wenig am Tisch verweilte, beruhigte mich das Wissen, dass sich die bernsteinfarbene Sonne beim Leuchtturm am Westzipfel des Strandes gleich kopfüber in den Ozean stürzen würde, um die andere Hälfte der Welt aufzuwecken.

Am 14. Juli spazierten wir zu ebenjener Tageszeit alle fünf langsam in Richtung der Salzgärten zum traditionellen Feuerwerk. Das war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen die Besucher des städtischen Campingplatzes sich unter die Familien der dörflichen Bourgeoisie mischten.

An diesem Abend hatten wir trotz des Andrangs Platz auf einem Steinhügel gefunden. Die Erregung der Kinder um uns herum steigerte sich zu einem fröhlichen Tumult. Unruhig drehte meine Großmutter sich dahin und dorthin und betrachtete die Menge mit einem Hauch von Verzweiflung, den sie uns gleich spüren ließ.

»So viele Menschen, schaut doch nur! Die stehen bis ganz dort hinten!« Wie wachsamen Erdmännchen wandten wir alle gleichzeitig den Kopf.

»Was willst du machen, Geneviève«, gab mein Großvater zu bedenken. »Sollen wir den alten Zeiten nachtrauern, als man nur mit der Fähre auf die Insel kam? Über die Brücke fahren nun mal mehr Leute mit dem Auto. So ist es eben, das nennt man Fortschritt ...«

»Da schaut ihn euch an, den pensionierten Ingenieur, der sein Baby verteidigt!«, rief meine Großmutter. »Wir wissen doch alle, wie stolz du auf deine Brücke bist, Liebling. Aber die ständigen Staus überall, das nennst du Fortschritt?«

Zwischen meinen Großeltern herrschte eine Mischung aus Zärtlichkeit und Zank, die ihnen etwas Schelmisch-Jugendliches verlieh. Im Vergleich dazu erschienen meine Eltern mir glatt, ohne Ecken und Kanten. Nie gab es ein lautes Wort, sie waren sich in allem einig, von meiner Erziehung über das abendliche Fernsehprogramm und die Farbe des Sessels, den sie am Sonntagnachmittag von IKEA holten, bis zu ihren politischen Überzeugungen. Und wenn sie doch einmal uneins waren, legten sie ihre Unstimmigkeiten mit leiser, gezügelter Stimme bei. Als bemühten sie sich, möglichst wenig Wellen zu schlagen und den anderen nicht zu stören, um den Zauber eines zarten Traums nicht zu verscheuchen. Hinter der harmonischen Fassade war ihre Ehe von trübsinniger Langleweiligkeit.

Meine Eltern wirkten abgespannt und gähnten seit dem Morgen ununterbrochen. Wir waren am Vortag, nach vielen Staus und sieben Stunden Fahrt durch die Julihitze, völlig zerschlagen angekommen. Wegen des Schlussverkaufs hatte meine Mutter ihre Modeboutique vor unserer Abreise noch bis spätabends geöffnet, und mein Vater, ein leitender Bankangestellter, hatte in den letzten drei Monaten seit seiner Beförderung, die er anscheinend schon bitter bereute, unzählige Überstunden gemacht. Noch hatten mich die Großeltern nicht nach der Schule gefragt, und ich hoffte nur, dass sie es nicht vor meinen Eltern täten. Doch als Erstes interessierte sich Großmutter für meine Mutter.

»Sagen Sie, Venancia, das ist ja schrecklich, was sich in Ihrer Heimat abspielt, diese Massaker, meine ich. Und

jetzt sind all diese armen Menschen auf der Flucht und sterben an Cholera oder Typhus. Ich habe mich gefragt ... also ... ich meine, wie ist das für Sie?«

Ich konnte es kaum glauben, dass Großmutter meine Mutter so direkt nach Ruanda fragte! Das machten meine Großeltern sonst nie. Als mein Vater ihnen meine Mutter vorgestellt hatte, waren sie erst einmal schockiert. Ihr Sohn und eine Afrikanerin! Sie waren ja nicht rassistisch, aber ... eine schwarze Schwiegertochter? Nachdem sie eingesehen hatten, dass die Beziehung ernst und an ihr nicht zu rütteln war, hatten sie sich damit abgefunden und meine Mutter mit den Jahren ins Herz geschlossen, bis sie sie schließlich liebten wie eine Tochter. Von ihrem Leben vor Frankreich allerdings wollten sie nie etwas wissen ... aus Taktgefühl vielleicht oder auch nur aus Gleichgültigkeit. So hatte es also mehrere Tausend Tote und Millionen Flüchtlinge gebraucht, dazu unzählige Zeitungsartikel und Fernsehreportagen, bis Großmutter diese einfache Frage stellen konnte. Ganz was Neues. Ich fühlte, wie mein Puls sich beschleunigte. Aufgeregt wartete ich auf die Antwort meiner Mutter.

»Ach, wissen Sie«, sagte sie, »das ist ja nicht erst seit gestern so. Massaker gab es dort schon immer. Sagen wir, es ist eine lange Geschichte ...«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Aber diesmal nimmt das Ausmaße an ... Wie soll ich sagen? Ich meine diese ... diese Stammeskriege ... Wie heißen die noch mal? Tutu und Tsitsi? Ich kann mir das einfach nicht merken.«

»Hutu und Tutsi, Geneviève!«, korrigierte mein Großvater, peinlich berührt von ihrer Taktlosigkeit. »Das hö-

ren wir doch seit drei Monaten jeden Tag. So kompliziert ist es nun auch wieder nicht! Hutu und Tutsi! Außerdem sind das keine Stämme, sondern Ethnien.«

»Ach ja, genau, Hutu und Tutsi«, sagte Großmutter, ohne es ihm übel zu nehmen. »Es ist ja nicht einmal klar, wer dort die Guten sind und wer die Bösen. Und dann auch noch diese Gemetzel! Mit der Machete ... Frauen und Kinder ... unvorstellbar!«

Man sah ihr die Erschütterung an, zögernd und unbeholfen suchte sie nach Worten, um angesichts einer Situation, die sie überforderte, ihre Gefühle auszudrücken.

»Oh, verzeihen Sie, liebe Venancia. Ich hätte nicht mit dieser Tragödie anfangen sollen, schließlich wollen wir uns hier erholen. Sie sollten nur wissen, dass ich bei all den entsetzlichen Meldungen, die wir in letzter Zeit aus Ihrer Heimat zu hören bekommen, oft an Sie denke. Gott sei Dank haben Sie, wenn ich mich recht erinnere, dort keine Familie mehr.«

»Doch, doch, habe ich«, erwiderte meine Mutter ruhig.

Großmutter sah verlegen aus, als hätte sie einen Fehler gemacht, und wandte den Blick ab. Verblüfft erfuhr ich, dass meine Mutter noch Verwandte in Ruanda hatte, über die sie jedoch kein weiteres Wort verlor.

»Vielleicht sollten wir Venancia nicht heute Abend mit dem allem kommen, Maman«, mahnte mein Vater.

»Philippe hat recht«, stimmte mein Großvater zu, als wollte er einen Schlusstrich unter das Thema ziehen. Dann wandte er sich an mich: »Und wie war dein Schuljahr, mein kleiner Milan?«

Meine Eltern wurden sichtlich nervös, und mein gan-

zer Körper verkrampfte sich. Zum Glück setzte in diesem Moment die Musik ein, die ersten Raketen flogen in den Himmel und retteten mich. Alle verstummten, fasziniert von dem Spektakel. Die Musik schwoll dramatisch an, die Explosionen drückten aufs Trommelfell, und der Funkenregen entlockte den Zuschauern Freudenschreie. Pulvergeruch mischte sich mit den Jodausdünstungen des salzigen Schlammes. Allerlei in Form und Stärke stets variiierende Feuergarben tauchten die Salzgärten in ein buntes Lichtermeer. Beim krönenden Finale bemerkte mein Vater Flammen auf dem gegenüberliegenden Hügel. Funkenflug hatte dort das trockene Gras in Brand gesetzt. Ein ablandiger Wind fachte das Feuer an, das sich immer weiter fraß. Bald trafen Helfer ein, die eilends die Feriengäste evakuierten.

Sehr viel später wurde ich nachts von beißendem Qualm und Rufen der Feuerwehrleute hinter der Gartenmauer geweckt. Hustend stand ich auf, um das halb offene Fenster zu schließen. Von meinem Zimmer aus blickte ich auf die hohen Flammen in den Salzgärten, das war schön und schrecklich zugleich. Und dann sah ich sie. Reglos und einsam stand sie barfuß und nur mit einem weißen Nachthemd bekleidet in unserem Garten. Im zuckenden Licht der Flammen hob sich ihre Gestalt wie ein rätselhafter Schatten vom Dunkel ab.

Es war Juli 1994. Während ich meine Mutter dort stehen und in die brennende Nacht starren sah, endete in ihrer Heimat ein Völkermord. Ich wusste nichts davon.

Am Ende des Sommers, kurz bevor die Schule wieder losging, stand auf einmal dieses Kind im Wohnzimmer. Meine Eltern hatten mir nichts davon gesagt. Ein kleiner, schwächlicher Junge mit ängstlichem Blick, den rasierten Schädel teilweise von einem dicken Verband bedeckt. Er wirkte ganz verloren, und meine Mutter versuchte ihn auf Kinyarwanda zu beruhigen. Sie beugte sich zu ihm hinunter, bis sie auf der Höhe seines Gesichts war, und zeigte auf mich. Zwischen lauter unverständlichen Wörtern erkannte ich meinen Namen. Dann sagte sie: »Milan, ich möchte dir meinen Neffen Claude vorstellen.« Dieser Satz ergab für mich überhaupt keinen Sinn. Mein Vater stand etwas abseits mit verschränkten Armen im Türrahmen. Auch er sah verwirrt aus. »Claude hat eine lange Reise hinter sich und ist sehr müde«, fügte sie noch hinzu. »Du wirst uns helfen, ihn in deinem Zimmer unterzubringen. Aber erst einmal legen wir eine Matratze auf den Boden.« Sie gab uns einen Wink, ihr zu folgen. Mein Vater wollte unten bleiben und das Abendessen machen.

Mein Zimmer befand sich unterm Dach, im Sommer war es heiß, im Winter eiskalt. Das Kind und ich schau-

ten meiner Mutter beim Aufräumen zu, ohne einen Finger zu rühren. Im Handumdrehen hatte sie meinen Saustall beseitigt, mein Bett gemacht und meinen Schrank so umgeräumt, dass Claude seine Sachen reinlegen konnte: zwei T-Shirts, Unterwäsche, eine Hose. Verstört und mit hängenden Schultern blieb der kleine Junge in ihrer Nähe und ließ sie nicht aus den Augen. Er hing an ihr wie eine Muschel am Felsen. Um mich nützlich zu machen, holte ich die kleine Matratze, auf der ich als Kind geschlafen hatte, aus der Abstellkammer und legte sie vor meinem Bett auf den Boden. Als alles fertig war, drehte meine Mutter sich zu uns um und stemmte die Hände in die Hüften. Ich merkte, dass ihr nichts mehr einfiel. »Gut ...«, sagte sie schließlich mit einem traurigen Lächeln. »Claude spricht kein Wort Französisch, ich zähle auf dich, dass du es ihm beibringst.« Zu Claude sagte sie anscheinend das Gleiche auf Kinyarwanda. Da keine Reaktion kam, wiederholte sie den Satz im Ton einer Frage. Das Kind nickte schüchtern.

»Ich lass euch jetzt mal allein, damit ihr euch kennenlernt, und helfe Papa mit dem Abendessen. Wenn es fertig ist, rufen wir euch.«

Als sie hinausging, zuckte Claude zusammen. Wie eine verlorene Seele stand er im Zimmer und starrte Hilfe suchend zur Tür, die meine Mutter hinter sich geschlossen hatte. Dann drehte er sich ganz langsam zum Fenster um, durch das ein Quadrat goldenen Himmels zu sehen war. Ich wusste nicht, was tun. Das Ganze war sehr unangenehm. Also sagte ich zum ersten Mal seinen Namen. Er rührte sich nicht, sah nur abwesend hinaus. »Claude«, wiederholte ich lauter, »Claude!« Endlich riss er sich los.

Ich klopfte auf meine Matratze, um ihm zu verstehen zu geben, dass er sich neben mich setzen sollte. Er suchte sich einen möglichst weit entfernten Platz auf der Bettkante und heftete seinen Blick wieder ans Fenster. Um die Situation zu entspannen, beschloss ich, Musik aufzulegen. Ich zog das »Best Of« von Queen aus dem CD-Stapel. *Another One Bites The Dust*, *Don't Stop Me Now*, *Bohemian Rhapsody* – die größten Hits erklangen, doch Claude rührte sich nicht. Also überlegte ich mir eine andere Strategie. Ich wechselte die Scheibe, wählte eine schnelle Nummer von Rage Against the Machine und drehte die Boxen auf. Als das Schlagzeug einsetzte, sprang ich auf mein Bett, dann auf den Schreibtischstuhl und fing an, Luftgitarre zu spielen – das war eine meiner Spezialitäten. Ich hoffte, Claude würde sich ein wenig beruhigen und sich vielleicht sogar anstecken lassen, doch er beobachtete mich nur weiter ungerührt. Während meine Finger fantasierte Bassriffs griffen und mein Kopf in wildem Headbanging vor und zurück flog, drehte ich mich um die eigene Achse, wälzte mich auf dem Boden oder rutschte auf Knien über den Teppich. Ab und zu streckte ich die Hand aus, um ihn zum Mitmachen aufzufordern. Er starrte mich nur ausdruckslos an. Ich hielt das ganze Stück lang durch. Mit jeder Minute wurde die Situation peinlicher. Am Ende blieb ich laut hechelnd auf dem Boden liegen. Dann fiel mir etwas Neues ein. Das würde ihn bestimmt interessieren! Ich durchwühlte die Schreibtischschubladen nach meinem Gameboy, setzte mich neben Claude und startete das Spiel. Er schaute tatsächlich auf den Bildschirm, wo Mario von links nach rechts flitzte, Münzen einsammelte und

seine Feinde mit einem Sprung auf ihren Kopf zerschmetterte. »Möchtest du spielen?«, fragte ich. Statt einer Antwort schweifte sein Blick ab, glitt über die Zimmerwände mit den Postern von Nirvana, Metallica, Guns N' Roses, Freddie Mercury und anderen Stars, bis er schließlich wieder an dem verdamnten Fenster hängen blieb. Gekränkt schaltete ich das Gerät aus. Die Hoffnung, ihn für irgendetwas begeistern zu können, hatte ich aufgegeben. Ich brauchte Luft und riss das Fenster auf. Claude war fast gleichzeitig mit mir aufgestanden und stellte sich dicht neben mich. Die Ellbogen auf dem Fenstersims, standen wir lange schweigend da, bis meine Mutter nach uns rief. Die Straßen waren verlassen, die Stadt still, die Luft mild, die Wolken rosa. Ein nach Glyzinien duftender Spätsommerabend.

Am Tisch war Claude so gefesselt vom Fernseher, dass er seinen Teller nicht anrührte. Mein Vater stand nach dem letzten Bissen rasch auf und schaltete ihn aus, bevor er in den Hof ging, um eine Zigarette zu rauchen. Meine Mutter drängte Claude, doch etwas zu essen, aber vergebens.

»Warum hat er einen Verband am Kopf?«, fragte ich.

»Weil er eine schwere Verletzung hat«, antwortete sie, als hätte sie meine Frage nicht verstanden.

»Ja, aber warum?«, bohrte ich.

Etwas betreten richtete sie sich auf und räusperte sich.

»Er ist im Krieg in Ruanda verwundet worden und zur Behandlung nach Frankreich gekommen.«

»Wie ist das passiert?«

»Weiß man nicht.«

Die Reihe Wellempfänger erscheint in Zusammenarbeit mit  
**LITPROM Promoting Global Stories**

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Piper Verlags, München.

© Éditions Grasset & Fasquelle, 2024

Titel der französischen Originalausgabe: »Jacaranda«, Éditions Grasset & Fasquelle,  
Paris 2024

© 2025 Piper Verlag GmbH, München

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen,  
um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder  
Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,  
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.  
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung und Herstellung: Cosima Schneider, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: von einer Mauer in Kigali, Ruanda

Street Artist: Brave Tangz

Fotograf: unbekannt

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-7632-7722-3

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:  
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,  
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.  
[produktsicherheit@buechergilde.de](mailto:produktsicherheit@buechergilde.de)

[buechergilde.de](http://buechergilde.de)